PATRICIA CORNWELL

Das Revier

GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Kurz vor Weihnachten wird Kay Scarpetta in ihrem Haus von einem brutalen Serienkiller, dem Franzosen Chandonne, angegriffen, doch die Gerichtsmedizinerin kann in letzter Sekunde entkommen. Kaum aus dem Krankenhaus entlassen, den Arm in Gips und noch unter Schock von ihrer nächtlichen Begegnung, wartet auf Scarpetta schon die nächste böse Überraschung: Sie wird beschuldigt, ihre Erzfeindin, die Polizeichefin Diane Bray, ermordet und die Tat dem französischen Killer in die Schuhe geschoben zu haben. Eine Allianz aus Mitgliedern von Bundesbehörden und der Regierung scheint sich gegen sie verschworen zu haben. Mit von der Partie ist auch Interpol-Agent Jay Talley, mit dem Scarpetta pikanterweise in Paris eine kurze Affäre hatte. Jetzt fragt sie sich, welches Spiel er wirklich spielt. Während sie mit Hilfe ihrer Nichte Lucy und ihres langjährigen Freundes und Kollegen Marino versucht, sich von den abstrusen Beschuldigungen zu entlasten, überschatten weitere Morde die Weihnachtsfeiertage in Richmond. In einem Randbezirk der Stadt werden die Leichen zweier junger Männer gefunden, die die Spuren rätselhafter Folterungen tragen. Als Scarpetta erkennt, dass auch diese Morde zu Chandonne führen, kommt sie ihrem wahren Gegner erneut gefährlich nahe …

Weitere Informationen zu Patricia Cornwell
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Patricia Cornwell

DAS REVIER

Ein Kay-Scarpetta-Roman

Aus dem Amerikanischen
von Anette Grube

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2000
unter dem Titel »The Last Precinct«
im Verlag G.P. Putnam's Sons, New York.

Die deutsche Ausgabe erschien erstmals 2002
unter dem Titel *Das letzte Revier.*
Für die vorliegende Edition wurde der Text neu durchgesehen.

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Juni 2013
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright der Originalausgabe
© 2000 by Cornwell Enterprises, Inc.
Copyright für die deutschsprachige Ausgabe
© 2002, 2013 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: © FinePic®, München
Th · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-47739-5
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz

Für Linda Fairstein

Staatsanwältin. Autorin. Mentorin.
Beste Freundin.
(Dieses Buch ist für Dich.)

Prolog

Nach der Tat

Die angeschlagenen Farben der kalten Dämmerung lösen sich in vollkommener Dunkelheit auf, und ich bin dankbar, dass die Vorhänge in meinem Schlafzimmer schwer genug sind, um auch die leiseste Andeutung meiner Silhouette zu verschlucken, während ich herumgehe und packe. Das Leben könnte nicht bizarrer sein, als es im Augenblick ist.

»Ich möchte einen Drink«, sage ich, als ich eine Kommodenschublade aufziehe. »Ich möchte ein Feuer im Kamin machen, was trinken und Pasta kochen. Gelbe und grüne Bandnudeln, Paprika, Wurst. *Le pappardelle del cantunzein*. Ich wollte schon lange ein Freisemester nehmen, nach Italien gehen und richtig Italienisch sprechen lernen. Nicht nur die Namen von Gerichten. Oder vielleicht auch Frankreich. Ich werde nach Frankreich gehen. Warum nicht?«, füge ich einerseits hilflos, andererseits wütend hinzu. »Ich könnte problemlos in Paris leben.« Das ist meine Art, Virginia und alles, was dazugehört, in Bausch und Bogen von mir zu weisen.

Captain Pete Marino steht in meinem Schlafzimmer wie ein dicker Leuchtturm, seine riesigen Hände stecken in den Taschen seiner Jeans. Er fragt gar nicht erst, ob er mir beim Packen des Kleidersacks und der Taschen helfen kann, die offen auf dem Bett liegen. Er kennt mich gut genug, um nicht einmal einen Gedanken daran zu verschwenden. Marino mag aussehen wie ein Prolet, reden wie ein Prolet, sich verhalten wie ein Prolet, aber er ist schlau wie ein Fuchs, sensibel und

höchst aufmerksam. In diesem Moment zum Beispiel hat er eine schlichte Tatsache vor Augen: Vor noch nicht einmal vierundzwanzig Stunden schlich ein Mann namens Jean-Baptiste Chandonne im Vollmond durch den Schnee und verschaffte sich mit einem Trick Einlass in mein Haus. Ich war bereits bis ins letzte Detail vertraut mit Chandonnes Modus Operandi, deswegen kann ich mir haargenau ausmalen, was er mit mir angestellt hätte, wenn es dazu gekommen wäre. Aber bislang bin ich nicht in der Lage, mir anatomisch korrekt vorzustellen, wie meine eigene, grausam misshandelte Leiche ausgesehen hätte, dabei könnte niemand so etwas besser beschreiben als ich. Ich bin Gerichtsmedizinerin mit einem juristischen Abschluss und Chief Medical Examiner des Staates Virginia. Ich habe die beiden Frauen seziert, die Chandonne vor kurzem hier in Richmond umgebracht hat, und kenne die Akten von sieben weiteren, die er in Paris ermordet hat.

Leichter fällt es mir zu beschreiben, was er seinen Opfern angetan hat: Er hat sie auf brutalste Weise geschlagen, sie in Brüste, Hände und Füße gebissen, mit ihrem Blut gespielt. Er benutzt nicht immer die gleiche Waffe. Letzte Nacht war es eine spezielle Art von Maurerhammer. Das Werkzeug sieht in etwa so aus wie ein Pickel. Ich weiß, wie man damit einen menschlichen Körper zurichten kann, weil Chandonne mit einem Maurerhammer – demselben vermutlich – sein zweites Opfer in Richmond umgebracht hat, die Polizistin Diane Bray, vor zwei Tagen, am Donnerstag.

»Was ist heute für ein Tag?«, frage ich Captain Marino. »Samstag, oder?«

»Ja. Samstag.«

»Der 18. Dezember. In einer Woche ist Weihnachten. Schöne Feiertage.«

Ich öffne eine Tasche des Kleidersacks.

Er beobachtet mich wie jemanden, dessen Verhalten jeden

Augenblick ins Irrationale kippen könnte, in seinen blutunterlaufenen Augen spiegelt sich ein Argwohn, der mein ganzes Haus durchdringt. Misstrauen ist mit Händen zu fassen. Ich schmecke es wie Staub. Ich rieche es wie Ozon. Ich spüre es wie Feuchtigkeit. Das Zischen von Autoreifen auf der nassen Straße, der Missklang von Schritten, Stimmen und Funksprüchen klingt wie disharmonischer Höllenlärm, während die Polizei weiterhin mein Haus belagert. Meine Privatsphäre wird verletzt. Jeder Zentimeter meines Zuhauses wird unter die Lupe genommen, jede Facette meines Lebens bloßgelegt. Ich könnte genauso gut als nackte Leiche auf einem der Stahltische im Leichenschauhaus liegen. Marino weiß also, dass er mich gar nicht zu fragen braucht, ob er mir beim Packen helfen soll. O ja, er weiß verdammt gut, dass er es sich besser nicht einfallen lässt, irgendetwas anzufassen, und sei es auch nur ein Schuh, eine Socke, eine Haarbürste, eine Flasche mit Shampoo, nichts. Die Polizei hat mich gebeten, mein stabiles Steinhaus, mein Traumhaus, zu verlassen, das ich in diesem ruhigen, bewachten Viertel im West End gebaut habe. Man stelle sich das vor. Ich bin ziemlich sicher, dass einer wie Jean-Baptiste Chandonne – *Le Loup-Garou* oder *Der Werwolf*, wie er sich selbst nennt – besser behandelt wird als ich. Das Gesetz gesteht Menschen wie ihm jedes nur erdenkliche Menschenrecht zu: Komfort, Diskretion, freie Kost und Logis, kostenlose medizinische Versorgung auf der Gerichtsmedizinischen Station des Medical College of Virginia, dessen Fakultät ich angehöre.

Marino hat während der letzten vierundzwanzig Stunden weder geschlafen noch geduscht. Als ich an ihm vorbeigehe, schlägt mir Chandonnes widerwärtiger Körpergeruch entgegen, und ich verspüre augenblicklich Übelkeit, mein Magen krampft sich so zusammen, dass ich nicht mehr denken kann und mir der kalte Schweiß ausbricht. Ich richte mich auf und

atme tief durch, um diese olfaktorische Halluzination zu verscheuchen, während sich meine Aufmerksamkeit auf ein Auto richtet, das draußen auf der Straße verlangsamt. Ich bemerke inzwischen jede kleinste Veränderung der Verkehrsgeräusche und weiß, wenn ein Auto vor meinem Haus hält. Es ist ein Rhythmus, auf den ich seit Stunden horche. Die Leute glotzen. Die Nachbarn verrenken sich den Hals und bleiben mitten auf der Straße stehen. Ich drehe mich in einem unheimlichen Kreis virulenter Emotionen, bin im einen Augenblick verwirrt und im nächsten ängstlich. Ich schwanke zwischen Erschöpfung und Manie, zwischen Depression und Gelassenheit, und darunter brodelt es, als wäre mein Blut mit Kohlensäure versetzt.

Draußen wird eine Autotür zugeschlagen. »Und jetzt«, protestiere ich, »wer ist es diesmal? Das FBI?« Ich ziehe eine weitere Schublade auf. »Marino, ich habe genug.« Ich mache eine verächtliche Geste. »Schaff sie aus meinem Haus, alle. Sofort.« Wut flirrt wie eine Fata Morgana über heißem Apshalt. »Damit ich fertig packen und von hier verschwinden kann. Können die nicht wenigstens so lange abhauen, bis ich hier fertig bin?« Meine Hände zittern, während ich in Socken wühle. »Es ist schlimm genug, dass sie sich in meinem Garten rumtreiben.« Ich werfe ein Paar Socken in die Reisetasche. »Schlimm genug, dass sie überhaupt hier sind.« Noch ein Paar. »Sie können wiederkommen, wenn ich weg bin.« Ich werfe ein weiteres Paar Socken, verfehle die Tasche und bücke mich, um es aufzuheben. »Sie könnten mir zumindest gestatten, mich in meinem eigenen Haus frei zu bewegen.« Noch ein Paar. »Und mich ungestört packen und gehen lassen.« Ich lege ein Paar zurück in die Schublade. »Was zum Teufel haben sie in meiner Küche zu suchen?« Ich überlege es mir anders und nehme die Socken, die ich gerade zurückgelegt habe, wieder heraus. »Warum sind sie in meinem Arbeitszimmer? Ich habe ihnen doch gesagt, dass er dort nicht drin war.«

»Wir müssen uns umsehen, Doc.« Mehr hat Marino dazu nicht zu sagen.

Er setzt sich auf das Fußende meines Betts, und auch das ist verkehrt. Am liebsten möchte ich ihm sagen, dass er von meinem Bett runter und das Schlafzimmer verlassen soll. Ich muss mich beherrschen, um ihn nicht aus meinem Haus und möglichst noch aus meinem Leben zu schmeißen. Es spielt keine Rolle, dass wir uns lange kennen und viel gemeinsam durchgemacht haben.

»Was macht der Ellbogen, Doc?« Er deutet auf meinen eingegipsten linken Arm, der absteht wie ein Ofenrohr.

»Er ist gebrochen und tut höllisch weh.« Ich knalle die Schublade zu.

»Nimmst du deine Medizin?«

»Ich werd's überleben.«

Er lässt mich keinen Augenblick aus den Augen. »Du musst das Zeug nehmen, das sie dir gegeben haben.«

Wir haben plötzlich vertauschte Rollen. Ich verhalte mich wie der ungehobelte Polizist, während er so logisch und ruhig argumentiert wie die Juristin-Ärztin, die ich eigentlich bin. Ich betrete wieder den begehbaren Schrank aus Zedernholz, hole Blusen heraus und lege sie in den Kleidersack, überprüfe, ob die obersten Knöpfe zugeknöpft sind, streiche mit der rechten Hand Seide und glänzende Baumwolle glatt. In meinem linken Ellbogen pocht es wie in einem entzündeten Zahn, meine Haut unter dem Gips schwitzt und juckt. Ich habe den Tag größtenteils im Krankenhaus verbracht – nicht dass das Eingipsen eines Armes eine sehr langwierige Prozedur wäre, aber die Ärzte bestanden darauf, mich sorgfältig zu untersuchen, um sicherzugehen, dass ich keine anderen Verletzungen habe. Ich erklärte wiederholt, dass ich bei meiner Flucht die Treppe vor dem Haus hinuntergefallen sei und mir dabei den Ellbogen gebrochen hätte, nichts weiter. Jean-Bap-

tiste Chandonne hatte keine Gelegenheit, mich anzufassen. Ich bin davongekommen, und damit hat's sich, wiederholte ich gebetsmühlenartig zwischen einer Röntgenaufnahme und der nächsten. Bis zum späten Nachmittag musste ich zur Beobachtung dableiben, Polizeibeamte gingen ein und aus und nahmen meine Kleider mit. Meine Nichte Lucy musste mir etwas zum Anziehen bringen. Ich habe nicht geschlafen.

Das Klingeln des Telefons durchstößt die Luft, als ob sie Folie wäre. Ich greife zum Apparat neben dem Bett und nehme den schnurlosen Hörer. »Dr. Scarpetta«, sage ich, und der Klang meines Namens weckt Erinnerungen an Anrufe mitten in der Nacht, wo ich abnehme und die Polizei mich von einem schrecklichen Verbrechen unterrichtet. Als ich meine eigene, wie gewohnt geschäftsmäßige Stimme höre, sehe ich das bislang verdrängte Bild vor mir: mein verwüsteter Körper auf meinem Bett, überall im Raum, in diesem Raum, verspritztes Blut, und dann das Gesicht meines Stellvertreters, als die Polizei – wahrscheinlich Marino – ihn telefonisch davon in Kenntnis setzt, dass ich ermordet wurde und irgendjemand, Gott weiß wer, zum Tatort kommen muss. Mir schießt durch den Sinn, dass niemand aus meinem Institut auch nur im Entferntesten für diese Aufgabe in Frage käme. Dank meiner Hilfe hat Virginia den besten Katastrophenplan aller Staaten. Wir werden mit jedem größeren Flugzeugabsturz fertig oder mit einer Bombenexplosion im Stadion oder einer Überschwemmung, aber was wäre, wenn mir etwas zustieße? Man würde einen Gerichtsmediziner aus einem anderen, nahe gelegenen Zuständigkeitsbereich holen, aus Washington vermutlich. Das Problem ist nur, dass ich die Ostküste rauf und runter so gut wie jeden Gerichtsmediziner kenne, und mir täte es fürchterlich leid, wenn einer von ihnen meine Leiche sezieren müsste. Es ist sehr schwierig, einen Fall zu bearbeiten, wenn man das Opfer persönlich kannte. Diese Gedanken jagen mir

durch den Kopf wie aufgescheuchte Vögel, als Lucy mich fragt, ob ich irgendetwas brauche, und ich ihr versichere, dass es mir gutgeht, was vollkommen lächerlich ist.

»Komm schon, es kann dir gar nicht gutgehen«, erwidert sie.

»Ich packe. Marino ist da, und ich packe«, wiederhole ich stur und fixiere Marino dabei kalt. Er sieht sich um, und langsam dämmert mir, dass er noch nie zuvor in meinem Schlafzimmer war. Ich will mir seine Phantasien nicht vorstellen. Ich kenne ihn seit vielen Jahren und war mir immer bewusst, dass sein Respekt für mich gewürzt ist mit einer Prise Unsicherheit und sexuellem Verlangen. Er ist ein Schrank von einem Mann mit einem dicken Bierbauch und einem großen, mürrischen Gesicht, sein Haar ist farblos und hat sich auf unattraktive Weise von seinem Kopf auf andere Körperteile ausgebreitet. Ich höre meiner Nichte zu, während Marinos Augen mein Privatestes abtasten: meine Kommoden, meinen Schrank, die offenen Schubladen, die Sachen, die ich gepackt habe, und meine Brüste. Als Lucy mir Tennisschuhe, Socken und einen Jogginganzug ins Krankenhaus brachte, dachte sie nicht an einen BH, und als ich hier war, zog ich nur einen alten weiten Laborkittel über, den ich als Schürze trage, wenn ich Hausarbeiten erledige.

»Schätze, sie wollen dich loswerden«, kommt Lucys Stimme über die Leitung.

Es ist eine lange Geschichte, aber meine Nichte ist Beamtin des ATF, des Bureau of Alcohol, Tobacco and Firearms, und als die Polizei hier anrückte, konnten sie sie gar nicht schnell genug vom Gelände eskortieren. Vielleicht fürchteten sie, dass sich eine hochrangige ATF-Beamtin in die Ermittlungen einschalten würde. Jedenfalls fühlt sie sich schuldig, weil sie gestern Abend nicht für mich da war und ich beinahe umgebracht worden wäre, und jetzt ist sie wieder nicht für mich da.

Ich gebe ihr zu verstehen, dass ich ihr nicht den geringsten Vorwurf mache. Aber ich frage mich auch, wie mein Leben wohl aussehen würde, wenn sie hier bei mir gewesen wäre, als Chandonne auftauchte – statt sich um ihre Freundin zu kümmern. Vielleicht hätte Chandonne gewusst, dass ich nicht allein war, und er wäre nicht gekommen, oder die Anwesenheit einer zweiten Person im Haus hätte ihn überrascht, und er wäre geflüchtet, oder er hätte meinen Tod auf morgen verschoben oder auf übermorgen oder Weihnachten oder bis ins nächste Jahrtausend.

Ich wandere auf und ab, während ich mir Lucys atemlose Erklärungen und Kommentare anhöre, und als ich an dem mannshohen Spiegel vorbeikomme, werfe ich einen Blick hinein. Mein kurzes blondes Haar ist zerzaust, meine blauen Augen sind glasig und von Erschöpfung und Stress gezeichnet, meine Stirn ist gerunzelt, als würde ich gleich in Tränen ausbrechen. Der Laborkittel ist schmutzig und voller Flecken und hat überhaupt nichts Chefmäßiges. Ich bin sehr blass. Das Verlangen nach einem Drink und einer Zigarette ist ungewöhnlich stark, nahezu unerträglich, als wäre ich augenblicklich zum Junkie geworden, nur weil ich fast ermordet worden wäre. Ich stelle mir vor, ich wäre allein. Nichts ist passiert. Ich sitze vor dem Kaminfeuer, rauche eine Zigarette, trinke ein Glas französischen Wein, vielleicht einen Bordeaux, weil Bordeaux nicht so kompliziert ist wie Burgunder. Bordeaux ist wie ein guter alter Freund, den man nicht mehr enträtseln muss. Ich vertreibe die Phantasie mit Fakten: Es spielt keine Rolle, was Lucy getan oder nicht getan hat. Irgendwann wäre Chandonne gekommen, um mich umzubringen, und ich fühle mich, als hätte ein schreckliches Verdikt mein Leben lang auf mich gewartet und meine Tür gekennzeichnet wie der Todesengel. Seltsamerweise lebe ich noch.

1

Ich höre an Lucys Stimme, dass sie Angst hat. Meine brillante, energische, Helikopter fliegende, fitnessbesessene Agent-Nichte hat nur selten Angst.

»Ich fühle mich wirklich mies«, sagt sie zum wiederholten Mal, während Marino weiterhin auf meinem Bett sitzt und ich auf und ab gehe.

»Das solltest du nicht«, sage ich. »Die Polizei will niemanden hierhaben, und glaub mir, du möchtest auch nicht hier sein. Du bist vermutlich bei Jo, und das ist auch gut so.« Ich klinge, als ob es mir recht wäre, als ob es mir nichts ausmachen würde, dass sie woanders ist und ich sie den ganzen Tag nicht gesehen habe. Aber es ist mir nicht recht. Es macht mir etwas aus. Andererseits ist es eine alte Angewohnheit von mir, den Leuten immer einen Ausweg offen zu lassen. Ich werde nicht gern zurückgewiesen, schon gar nicht von Lucy Farinelli, die ich wie eine Tochter großgezogen habe.

Sie zögert, bevor sie antwortet. »Also, ich bin im Jefferson.«

Ich versuche, mir einen Reim darauf zu machen. Das Jefferson ist das beste Hotel der Stadt, und ich verstehe nicht, warum sie überhaupt in einem Hotel abgestiegen ist, noch dazu in einem eleganten und teuren. Tränen brennen in meinen Augen, und ich dränge sie zurück, räuspere mich, schlucke die Kränkung hinunter. »Oh«, sage ich. »Das ist gut. Vermutlich ist Jo dann bei dir im Hotel.«

»Nein, sie ist bei ihrer Familie. Ich habe gerade erst ein-

gecheckt. Ich habe auch ein Zimmer für dich. Soll ich dich abholen?«

»Ich glaube, ein Hotel ist im Moment keine so gute Idee.« Sie hat an mich gedacht und will, dass ich zu ihr komme. Ich fühle mich ein bisschen besser. »Anna hat mir angeboten, bei ihr zu wohnen. In Anbetracht der Umstände ist es das Beste, wenn ich zu ihr ziehe. Dich hat sie auch eingeladen. Aber du bist jetzt vermutlich schon untergebracht.«

»Woher weiß Anna Bescheid?«, fragt Lucy. »Hat sie's in den Nachrichten gehört?«

Da der Anschlag auf mein Leben zu einer sehr späten Stunde erfolgte, werden die Zeitungen erst morgen früh darüber berichten. Aber ich denke, dass die Radio- und Fernsehsender sich darauf gestürzt haben. Ich weiß nicht, wie Anna davon erfahren hat. Lucy sagt, dass sie im Hotel bleiben, aber später am Abend vorbeischauen will. Wir beenden das Gespräch.

»Das würde gerade noch fehlen. Wenn die Medien rausfinden, dass du im Hotel bist, wird sich hinter jedem Busch ein Journalist verstecken«, sagt Marino, runzelt die Stirn und sieht dabei grauenhaft aus. »Wo ist Lucy?«

Ich erzähle ihm, was sie gesagt hat, und wünschte beinahe, ich hätte nicht mit ihr gesprochen. Jetzt fühle ich mich noch miserabler. Als säße ich in der Falle, als befände ich mich in einer Taucherglocke, Hunderte von Metern unter der Meeresoberfläche, losgelöst, benommen, die Welt plötzlich nicht mehr erkennbar und surreal. Ich bin einerseits wie betäubt, andererseits sind alle meine Nerven aufs äußerste gereizt.

»Im Jefferson?«, sagt Marino. »Du machst wohl Witze! Hat sie im Lotto gewonnen oder was? Und wenn die Medien das rausfinden? Was zum Teufel ist bloß in sie gefahren?«

Ich packe weiter. Ich kann seine Frage nicht beantworten. Ich habe die Nase voll von Fragen.

»Und sie ist nicht bei Jo. Aha«, fährt er fort. »Das ist

interessant. Habe mir gleich gedacht, dass die Sache nicht von Dauer sein wird.« Er gähnt lauthals und reibt sich das derbe, stoppelige Gesicht, während er mir dabei zusieht, wie ich Hosenanzüge über eine Stuhllehne lege und noch mehr Kleidung fürs Büro heraussuche. Eines muss man Marino lassen, seitdem ich aus dem Krankenhaus zurück bin, versucht er, gelassen, sogar rücksichtsvoll zu sein. Sich anständig zu benehmen fällt ihm auch unter den günstigsten Umständen schwer, und im Augenblick sind die Umstände, in denen er sich befindet, alles andere als günstig. Er ist erschöpft, übermüdet, hält sich nur noch dank Koffein und Junkfood auf den Beinen, und ich gestatte es nicht, dass er in meinem Haus raucht. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis seine Selbstbeherrschung bröckelt und seine ruppigen, großmäuligen Züge die Oberhand gewinnen. Ich werde Zeuge dieser Metamorphose und bin erleichtert. Ich sehne mich verzweifelt nach Vertrautem, gleichgültig, wie unangenehm es sein mag. Marino beginnt über Lucys Verhalten zu reden, als sie gestern Abend ankam und Jean-Baptiste Chandonne und mich in meinem verschneiten Garten vorfand.

»Ich nehme ihr nicht übel, dass sie dem Idioten das Gehirn aus dem Kopf blasen wollte«, kommentiert Marino. »Aber an dieser Stelle müsste eigentlich ihre Ausbildung ins Spiel kommen. Egal, ob es um die Tante geht oder das eigene Kind, man muss tun, was man gelernt hat, und das hat sie nicht. Das hat sie verdammt noch mal nicht getan. Stattdessen ist sie durchgedreht.«

»Ich habe dich auch schon ein paarmal durchdrehen sehen«, erinnere ich ihn.

»Also, meiner unmaßgeblichen Meinung nach war es ein großer Fehler, sie diese Undercover-Arbeit in Miami machen zu lassen.« Lucy ist dem Büro in Miami zugeteilt und wegen der Feiertage in Richmond, unter anderem. »Manchmal kom-

men die Leute den üblen Typen zu nahe und identifizieren sich mit ihnen. Lucy ist auf einem Killertrip. Sie drückt zu gern auf den Abzug, Doc.«

»Das ist nicht fair.« Ich habe zu viele Schuhe eingepackt. »Sag mir mal, was du getan hättest, wenn du als Erster bei mir gewesen wärst.« Ich halte inne und schaue ihn an.

»Zumindest hätte ich mir eine Nanosekunde Zeit genommen, um die Lage zu beurteilen, bevor ich dem Arschloch eine Kanone an den Kopf gehalten hätte. Scheiße. Der Kerl war so fertig, er hat nicht mal mehr gesehen, was er eigentlich tat. Er schreit Zeter und Mordio, weil du ihm dieses chemische Zeugs in die Augen geschüttet hast. Er hatte zu diesem Zeitpunkt keine Waffe mehr. Er konnte niemandem mehr was tun. Das war auf den ersten Blick zu sehen. Und genauso offensichtlich war, dass du verletzt warst. Ich an ihrer Stelle hätte einen Krankenwagen gerufen, und daran hat Lucy überhaupt nicht gedacht. Sie ist unberechenbar, Doc. Und nein, ich möchte nicht, dass sie sich hier im Haus aufhält, während die Ermittlungen laufen. Deswegen haben wir sie auf dem Revier befragt, ihre Aussage an einem neutralen Ort aufgenommen, damit sie sich beruhigt.«

»In meinen Augen ist ein Verhörraum kein neutraler Ort«, entgegne ich.

»Das Haus, in dem die eigene Tante beinahe umgebracht worden wäre, ist auch kein neutraler Ort.«

Ich gebe ihm recht, aber Sarkasmus vergiftet seinen Tonfall. Das geht mir gegen den Strich.

»Trotzdem, wenn ich daran denke, dass sie jetzt allein in einem Hotelzimmer sitzt, habe ich ein schlechtes Gefühl«, fügt er hinzu und reibt sich wieder das Gesicht. Auch wenn er das Gegenteil behauptet, ich weiß, dass er große Stücke auf meine Nichte hält und alles für sie tun würde. Er kennt sie seit ihrem zehnten Lebensjahr und hat sie mit Autos, großen Motoren,

Waffen und allen möglichen anderen sogenannten männlichen Interessen bekannt gemacht, für die er sie jetzt kritisiert. »Ich glaube, ich werde nach der Göre sehen, nachdem ich dich bei Anna abgesetzt habe. Nicht dass sich jemand für meine unguten Gefühle interessieren würde«, springt er ein paar Gedanken zurück. »Dieser Jay Talley zum Beispiel. Geht mich natürlich nichts an. Dieser egozentrische Mistkerl.«

»Er hat die ganze Zeit im Krankenhaus auf mich gewartet«, verteidige ich Jay wieder einmal. Marino ist maßlos eifersüchtig. Jay ist der ATF-Verbindungsmann zu Interpol. Ich kenne ihn nicht sehr gut, habe aber vor vier Tagen in Paris mit ihm geschlafen. »Und ich war immerhin dreizehn oder vierzehn Stunden dort«, fahre ich fort, während Marino die Augen verdreht. »Ich nenne das nicht egozentrisch.«

»Herrgott noch mal!«, sagt Marino. »Wer hat dir denn dieses Märchen erzählt?« In seinen Augen flackert Unmut auf. Er kann Jay nicht ausstehen, und das seit dem Augenblick, als er ihn in Frankreich zum ersten Mal gesehen hat. »Ich kann's nicht fassen. Hat er dich in dem Glauben gelassen, dass er die ganze Zeit im Krankenhaus auf dich gewartet hat? Das hat er natürlich nicht! Einen Scheiß hat er. Er hat dich auf seinem verdammten weißen Pferd hingebracht und ist sofort wieder zurückgekommen. Dann hat er angerufen, um rauszufinden, wann du entlassen wirst, und ist wieder zum Krankenhaus gefahren, um dich abzuholen.«

»Was nur vernünftig war.« Ich lasse mir die Kränkung nicht anmerken. »Es wäre sinnlos gewesen, herumzusitzen und Däumchen zu drehen. Und er hat auch nie behauptet, dass er die ganze Zeit über dort war. Ich habe es nur angenommen.«

»Und warum wohl? Weil er dich in dem Glauben gelassen hat. Er lässt dich was glauben, was nicht stimmt, und du findest das in Ordnung? Ich nenne so was einen schlechten

Charakterzug. Ich nenne es lügen … Was?« Sein Tonfall ist plötzlich ein anderer. Jemand steht in der Tür.

Eine uniformierte Polizistin, auf deren Namensschild M. I. Calloway steht, betritt mein Schlafzimmer. »Entschuldigen Sie«, sagt sie zu Marino. »Captain, ich wusste nicht, dass Sie hier sind.«

»Jetzt wissen Sie es.« Er starrt sie finster an.

»Dr. Scarpetta?« Ihre weit aufgerissenen Augen springen wie Pingpongbälle zwischen Marino und mir hin und her. »Ich muss Sie was wegen dem Glas fragen. Wo stand dieses Glas mit der Chemikalie, dem Formulin …«

»Formalin«, korrigiere ich sie.

»Richtig«, sagt sie. »Genau, ich meine, wo genau stand das Glas, als Sie es in die Hand nahmen?«

Marino bleibt auf meinem Bett sitzen, als würde er es sich dort jeden Tag seines Lebens bequem machen. Er tastet nach seinen Zigaretten.

»Auf dem Couchtisch im großen Zimmer«, sage ich zu Calloway. »Das habe ich schon mehrmals gesagt.«

»Ja, Ma'am, aber wo auf dem Couchtisch? Es ist ein ziemlich großer Tisch. Es tut mir wirklich leid, dass ich Sie damit belästigen muss. Aber wir wollen nur rekonstruieren, wie alles passiert ist, weil es später schwieriger ist, sich daran zu erinnern.«

Langsam schüttelt Marino eine Lucky Strike aus seiner Schachtel. »Calloway?« Er würdigt sie keines Blicks. »Seit wann sind Sie bei der Kriminalpolizei? Soweit ich weiß, sind Sie nicht beim Dezernat A.« Er ist Leiter des Dezernats für Gewaltverbrechen der Polizei von Richmond, bekannt als Dezernat A.

»Wir wissen einfach nicht, wo genau das Glas stand, Captain.« Ihre Wangen sind feuerrot.

Die Polizisten nahmen wahrscheinlich an, dass ich mich

weniger bedrängt fühle, wenn eine Frau mich befragt. Vielleicht haben ihre Kollegen sie deswegen geschickt, vielleicht bekam sie diesen Auftrag auch nur, weil sich keiner von ihnen mit mir anlegen will.

»Wenn man in das große Zimmer kommt und vor dem Tisch steht, dann befand sich das Glas in der rechten unteren Ecke«, sage ich zu ihr. Ich bin die ganze Sache schon mehrmals durchgegangen. Nichts ist klar. Was passiert ist, ist verschwommen, eine unwirkliche Deformation der Wirklichkeit.

»Und da standen Sie auch ungefähr, als Sie ihm die Chemikalie ins Gesicht schütteten?«, fragt mich Calloway.

»Nein. Ich stand hinter der Couch. In der Nähe der gläsernen Schiebetür. Er verfolgte mich, und dort kam ich zum Stehen«, erkläre ich.

»Und danach sind Sie direkt aus dem Haus gelaufen …?« Calloway streicht etwas durch, was sie gerade in einen kleinen Notizblock geschrieben hat.

»Durch das Esszimmer«, unterbreche ich sie. »Wo meine Pistole war, wo ich sie früher am Abend auf den Esszimmertisch gelegt hatte. Zugegeben, kein guter Platz, um sie rumliegen zu lassen.« Meine Gedanken schweifen ab. Ich fühle mich, als litte ich unter einem starken Jetlag. »Ich habe auf den Alarm gedrückt, und dann bin ich zur Vordertür raus. Mit der Pistole, der Glock. Aber ich bin auf dem Eis ausgerutscht und habe mir den Ellbogen gebrochen. Ich konnte die Verriegelung nicht zurückziehen, nicht mit nur einer Hand.«

Sie schreibt auch das auf. Meine Geschichte ist immer wieder dieselbe. Wenn ich sie noch einmal erzählen muss, drehe ich vielleicht durch, und kein Polizist auf Erden hat mich je durchdrehen sehen.

»Sie haben aber nicht geschossen?« Sie sieht mich an und befeuchtet die Lippen.

»Ich konnte die Verriegelung nicht zurückziehen.«

»Sie haben nicht versucht, zu schießen?«

»Ich weiß nicht, was Sie mit *versuchen* meinen. Ich konnte die Verriegelung nicht zurückziehen.«

»Aber Sie haben es versucht?«

»Brauchen Sie einen Übersetzer oder was?«, explodiert Marino. Die unheimliche Art, wie er M. I. Calloway anstarrt, erinnert mich an den roten Punkt, mit dem ein Laserzielgerät die Stelle einer Person markiert, an der die Kugel einschlagen wird. »Die Verriegelung war nicht zurückgezogen, und sie hat nicht geschossen, kapiert?«, sagt er langsam und schroff.

»Wie viele Patronen sind im Magazin?«, wendet er sich an mich. »Achtzehn? Es ist eine Glock 17, das heißt, achtzehn im Magazin, eine im Lauf, richtig?«

»Ich weiß es nicht«, sage ich zu ihm. »Wahrscheinlich keine achtzehn, bestimmt nicht. Es ist schwer, so viele Patronen zu laden, weil die Feder so stark gespannt ist, die Feder im Magazin.«

»Stimmt, stimmt. Kannst du dich erinnern, wann du das letzte Mal damit geschossen hast?«, fragt er mich.

»Wann immer ich zuletzt auf dem Schießstand war. Das ist Monate her.«

»Und du putzt deine Waffen immer, nachdem du auf dem Schießstand warst, stimmt's, Doc.«

Das ist eine Feststellung, keine Frage. Marino kennt meine Gewohnheiten und Routinen.

»Ja.« Ich stehe mitten in meinem Schlafzimmer und blinzle. Ich habe Kopfschmerzen, und das Licht schmerzt in meinen Augen.

»Haben Sie die Pistole gesehen, Calloway? Ich meine, Sie haben sie doch untersucht, oder?« Wieder fixiert er sie mit seinem Laserblick. »Also, worum geht es?« Er macht

eine wegwerfende Handbewegung, als wäre sie eine dumme Nervensäge. »Erzählen Sie, was Sie gefunden haben.«

Sie zögert. Ich spüre, dass sie in meiner Gegenwart nicht mit den Informationen herausrücken will. Marinos Frage hängt schwer in der Luft wie Feuchtigkeit, die sich gleich irgendwo niederschlagen wird. Ich entscheide mich für zwei Röcke, einen marineblauen und einen grauen, und lege sie auf den Stuhl.

»Es waren vierzehn Patronen im Magazin«, sagt Calloway in roboterhaftem, militärischem Ton. »Im Lauf war keine Patrone. Die Verriegelung war nicht zurückgezogen. Und die Waffe war sauber.«

»Tja. Die Verriegelung war nicht zurückgezogen, sie hat also nicht geschossen. *Und es war dunkel, und es stürmte, und drei Indianer saßen um ein Lagerfeuer.* Sollen wir uns weiter im Kreis drehen, oder können wir weitermachen?« Er schwitzt, und mit der Temperatur nimmt auch sein Körpergeruch zu.

»Hören Sie, ich habe der Sache nichts Neues hinzuzufügen«, sage ich und bin plötzlich nahe daran, in Tränen auszubrechen. Mir ist kalt, ich zittere und rieche erneut Chandonnes schrecklichen Gestank.

»Und warum war dieses Glas bei Ihnen zu Hause? Und was genau war darin? Das Zeug, das Sie auch im Leichenschauhaus verwenden, richtig?« Calloway stellt sich so hin, dass Marino nicht mehr in ihrem Blickfeld ist.

»Formalin. Eine zehnprozentige wässrige Lösung von Formaldehyd, bekannt als Formalin«, sage ich. »In der Rechtsmedizin wird es benutzt, um Gewebe zu konservieren. Organproben. In diesem Fall war es Haut.«

Ich habe einem anderen Menschen eine ätzende Chemikalie in die Augen geschüttet. Ich habe ihn zum Krüppel gemacht. Vielleicht wird er für immer blind bleiben. Ich stelle ihn mir

vor, wie er an ein Bett geschnallt in der Gefängnisstation im neunten Stock des Medical College of Virginia liegt. Ich habe mein eigenes Leben gerettet und verspüre keinerlei Befriedigung darüber. Ich fühle mich nur kaputt.

»Sie hatten also menschliches Gewebe im Haus. Haut. Eine Tätowierung. Von dieser nichtidentifizierten Leiche im Hafen? Der Mann im Container?« Der Klang von Calloways Stimme, die Geräusche ihres Stifts, ihres Notizblocks erinnern mich an Reporter. »Ich will nicht begriffsstutzig erscheinen, aber warum hatten Sie so etwas zu Hause?«

Ich erkläre, dass es uns sehr schwerfiel, die Leiche aus dem Hafen zu identifizieren. Wir hatten nichts weiter als eine Tätowierung, und letzte Woche war ich in Petersburg, wo sie sich ein erfahrener Tattoo-Künstler ansah. Danach fuhr ich direkt nach Hause, weswegen die Tätowierung in dem Glas mit Formalin gestern Abend zufällig in meinem Haus war. »Normalerweise hätte ich so etwas nicht zu Hause«, füge ich hinzu.

»Eine Woche lang war das Glas in Ihrem Haus?«, fragt sie und sieht mich zweifelnd an.

»Es ist eine Menge passiert. Kim Luong wurde ermordet. Meine Nichte wäre fast bei einer Schießerei in Miami ums Leben gekommen. Ich musste ins Ausland reisen, nach Lyon, Frankreich. Interpol wollte mich sprechen, wollte über sieben Frauen mit mir reden, die wahrscheinlich er« – ich meine Chandonne – »in Paris umgebracht hat, und über den Verdacht, dass der Tote in dem Container Thomas Chandonne sein könnte, der Bruder, der Bruder des Mörders. Beide Söhne sind vermutlich Mitglieder des kriminellen Chandonne-Kartells, das die Polizei der halben Welt seit langem zur Strecke bringen will. Dann wurde Deputy Chief Bray ermordet. Hätte ich die Tätowierung in die Gerichtsmedizin zurückbringen sollen?« In meinem Kopf pocht es. »Ja, das hätte ich. Aber

ich war abgelenkt. Ich habe es einfach vergessen.« Mein Ton wird aggressiver.

»Sie haben es einfach vergessen«, wiederholt Officer Calloway, während Marino zunehmend wütend zuhört, versucht, sie ihre Arbeit tun zu lassen, und sie gleichzeitig verachtet. »Dr. Scarpetta, befinden sich weitere Leichenteile in Ihrem Haus?«, fragt Calloway.

Ein stechender Schmerz durchbohrt mein rechtes Auge. Der Beginn einer Migräne.

»Was ist das für eine Scheißfrage?« Marino hebt die Stimme um ein weiteres Dezibel.

»Ich will nur wissen, ob wir mit noch mehr rechnen müssen, wie Körperflüssigkeiten oder andere Chemikalien oder …«

»Nein, nein.« Ich schüttle den Kopf und wende mich einem ordentlichen Stapel Hosen und Polohemden zu. »Nur Dias.«

»Dias?«

»Für histologische Untersuchungen«, erkläre ich vage.

»Wofür?«

»Calloway, jetzt reicht's.« Marinos Worte knallen wie der Hammer eines Auktionators, als er vom Bett aufsteht.

»Ich will mich nur vergewissern, dass wir uns nicht wegen anderer Gesundheitsrisiken sorgen müssen«, sagt sie zu ihm, und ihre roten Wangen und das Flackern in ihren Augen strafen ihre Unterwürfigkeit Lügen. Sie hasst Marino. Eine Menge Leute hassen ihn.

»Das einzige Gesundheitsrisiko, weswegen Sie sich sorgen müssen, steht vor Ihnen«, fährt Marino sie an. »Wie wär's, wenn Sie dem Doc ein bisschen Ruhe gönnen würden, eine kurze Verschnaufpause von gehirnamputierten Fragen?«

Calloway ist eine unattraktive Frau mit fliehendem Kinn, breiten Hüften und schmalen Schultern, ihr Körper ist ange-

spannt vor Wut und Verlegenheit. Sie dreht sich um und geht aus meinem Schlafzimmer, der Perserteppich im Flur dämpft ihre Schritte.

»Was glaubt sie eigentlich? Dass du Trophäen sammelst?«, sagt Marino zu mir. »Dass du Souvenirs nach Hause mitnimmst wie Jeffrey Dahmer? Herrgott noch mal.«

»Ich ertrage es nicht länger.« Ich lege perfekt zusammengefaltete Polohemden in die Reisetasche.

»Du wirst es ertragen müssen, Doc. Aber heute nicht mehr.« Müde setzt er sich erneut ans Fußende meines Betts.

»Schaff mir deine Leute vom Hals«, sage ich. »Ich will keinen Polizisten mehr sehen. Ich habe nichts Unrechtes getan.«

»Wenn sie noch was wissen wollen, sollen sie's mir sagen. Ich leite die Ermittlungen, auch wenn Calloway das noch nicht gemerkt hat. Wegen mir brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Aber hier geht's zu wie in der Schlange beim Finanzamt: ›Bitte eine Nummer ziehen.‹ Es gibt noch eine Menge Leute, die darauf bestehen, mit dir zu sprechen.«

Ich lege die Hosen auf die Polohemden, und dann vertausche ich die Reihenfolge, lege die Hemden auf die Hosen, damit sie nicht knittern.

»Immerhin wollen längst nicht so viele Leute mit dir reden wie mit ihm.« Er meint Chandonne. »Diese ganzen Profiler und forensischen Psychiater, und natürlich die Medien.« Marino zählt einen Namen nach dem anderen auf.

Ich unterbreche das Packen. Ich habe nicht die Absicht, in seiner Gegenwart Unterwäsche auszuwählen. Ich weigere mich, Toilettenartikel zu packen, solange er im Zimmer ist. »Ich möchte ein paar Minuten allein sein«, sage ich zu ihm.

Er starrt mich aus geröteten Augen an, sein Gesicht rot wie dunkler Wein. Sogar sein kahl werdender Kopf ist rot, und er sieht ungepflegt aus in seinen Jeans, seinem Sweatshirt, mit dem Bauch einer Hochschwangeren, seinen riesigen, schmut-

zigen Red-Wing-Stiefeln. Es arbeitet in ihm. Er will mich nicht allein lassen und scheint Dinge abzuwägen, die er mir nicht mitteilen will. Ein paranoider Gedanke steigt wie Rauch in meinem Kopf auf. Er traut mir nicht. Vielleicht denkt er, dass ich selbstmordgefährdet bin.

»Marino, bitte. Kannst du dich nicht vor die Tür stellen und die Leute abwimmeln, während ich hier fertig packe? Geh zu meinem Wagen und hol meinen Alukoffer aus dem Kofferraum. Wenn ich irgendwohin gerufen werde … ich brauche ihn. Der Schlüssel ist in der Küche, in der Schublade oben rechts – wo alle meine Schlüssel sind. Bitte. Und übrigens, ich brauche auch mein Auto. Ich werde einfach meinen Wagen nehmen, und du kannst den Koffer drinlassen.« Ich bin verwirrt.

Er zögert. »Du kannst deinen Wagen nicht nehmen.«

»Verdammt noch mal!«, bricht es aus mir heraus. »Erzähl mir bloß nicht, dass sie auch den Wagen untersuchen müssen. Das ist doch Wahnsinn.«

»Hör mal. Als gestern Abend dein Alarm zum ersten Mal losging, hat irgendjemand versucht, in deine Garage einzubrechen.«

»Was heißt hier *irgendjemand*?«, erwidere ich, während Migräneschmerzen in meinen Schläfen pochen und mein Sehvermögen trüben. »Wir wissen genau, wer es war. Er hat meine Garagentür mit Gewalt aufgestemmt, weil er *wollte*, dass die Alarmanlage losgeht. Er *wollte*, dass die Polizei kommt. Damit es nicht komisch aussieht, wenn sie wenig später noch einmal auftaucht, weil angeblich ein Nachbar jemanden gesehen hat, der sich auf meinem Grundstück herumtreibt.«

Es war Jean-Baptiste Chandonne, der zurückkam. Er gab sich als Polizist aus. Ich kann immer noch nicht fassen, dass ich darauf hereingefallen bin.

»Wir haben noch nicht alle Antworten«, sagt Marino.

»Warum habe ich immer wieder das Gefühl, dass du mir nichts glaubst?«

»Du solltest jetzt zu Anna und dich ausschlafen.«

»Er hat mein Auto nicht angefasst«, versichere ich ihm. »Er war überhaupt nicht in meiner Garage. Ich will nicht, dass sie mein Auto anrühren. Ich will damit fahren. Lass den Koffer im Kofferraum.«

»Du kannst heute nicht damit fahren.«

Marino geht hinaus und schließt die Tür hinter sich. Ich wünsche mir nichts sehnlicher als einen Drink, um die elektrischen Impulse in meinem zentralen Nervensystem zu betäuben, aber was soll ich tun? Zur Bar marschieren und den Polizisten sagen, sie sollen machen, dass sie wegkommen, während ich nach dem Scotch suche? Zu wissen, dass der Alkohol meinen Kopfschmerzen nicht guttun würde, nützt nichts. Ich fühle mich so unwohl in meiner Haut, dass mir völlig egal ist, was mir helfen oder schaden würde. Ich krame in den Schubladen im Badezimmer, mehrere Lippenstifte fallen zu Boden und rollen zwischen Toilette und Badewanne. Ich schwanke, als ich mich bücke, um sie aufzuheben, taste unbeholfen mit meinem rechten Arm herum. All das fällt mir umso schwerer, als ich Linkshänderin bin. Ich betrachte die auf dem Toilettentisch ordentlich aufgereihten Parfums und nehme vorsichtig die kleine goldfarbene Metallflasche von Hermès 24 Faubourg in die Hand. Sie fühlt sich kühl an. Ich führe den Sprühkopf an die Nase, der würzige, erotische Duft, den Benton Wesley so liebte, treibt mir Tränen in die Augen, und mein Herz scheint aus dem Rhythmus kommen zu wollen. Ich habe das Parfum seit über einem Jahr nicht mehr benutzt, nicht seit Benton ermordet wurde. Und jetzt bin ich ermordet worden, sage ich, betäubt von rasenden Kopfschmerzen, in Gedanken zu ihm. Und ich lebe noch,

Benton, ich lebe noch. Benton, du warst doch Profiler beim FBI, ein Experte, wenn es darum ging, die Psyche von Monstern zu sezieren und ihr Verhalten zu deuten und vorherzusagen. Du hättest doch, was passiert ist, vorausgesehen, nicht wahr? Du hättest es vorhergesagt und verhindert. Warum warst du nicht da, Benton? Wenn du da gewesen wärst, würde ich mich jetzt nicht so elend fühlen.

Ich merke, dass jemand an meine Schlafzimmertür klopft. »Einen Augenblick«, rufe ich, räuspere mich und wische mir die Augen. Ich klatsche mir kaltes Wasser ins Gesicht und stecke das Hermès-Parfum in die Tasche. Dann gehe ich zur Tür in der Erwartung, dass Marino davorsteht. Stattdessen ist es Jay Talley in einem ATF-Kampfanzug und mit einem Ein-Tages-Bart, der seiner dunklen Schönheit etwas Finsteres verleiht. Er ist einer der bestaussehenden Männer, die ich kenne, sein Körper eine exquisite Skulptur, seine Poren verströmen Sinnlichkeit wie Moschus.

»Ich wollte nur nach dir sehen, bevor du gehst.« Seine Augen bohren sich in meine. Sie scheinen mich zu ertasten und zu erforschen, wie es seine Hände und sein Mund vor vier Tagen in Frankreich taten.

»Was soll ich sagen?« Ich lasse ihn in mein Schlafzimmer, und plötzlich ist mir mein Aussehen peinlich.

Ich will nicht, dass er mich so sieht. »Ich muss aus meinem eigenen Haus raus. Weihnachten steht vor der Tür. Mein Arm tut mir weh. Mein Kopf auch. Ansonsten bin ich in Ordnung.«

»Ich fahre dich zu Dr. Zenner. Darf ich, Kay?«

Irgendwo in meinem Kopf registriere ich verschwommen, dass er weiß, wo ich die Nacht verbringen werde. Marino hat mir versprochen, meinen Aufenthaltsort geheim zu halten. Jay schließt die Tür und nimmt meine Hand, und ich muss ununterbrochen daran denken, dass er im Krankenhaus nicht

auf mich gewartet hat und dass er mich jetzt von hier wegbringen will.

»Lass mich dir helfen, diese Sache durchzustehen. Mir liegt an dir«, sagt er.

»Gestern Abend schien niemandem besonders viel an mir zu liegen«, erwidere ich und kann nicht vergessen, dass er, als er mich vom Krankenhaus nach Hause fuhr und ich ihm für sein Warten und seine Anwesenheit dankte, mit keinem Wort andeutete, dass er in der Zwischenzeit weg gewesen war. »Du und dein Sonderkommando sucht dort draußen nach dem Mistkerl, und er kann ungestört bei mir klingeln«, fahre ich fort. »Du fliegst extra von Paris hierher, um dieses verdammte Sonderkommando bei der Großwildjagd nach diesem Monster anzuführen, und dann das. Wie in einem schlechten Film – all diese Supertypen mit ihren Anzügen und Waffen, und das Ungeheuer spaziert ungehindert in mein Haus.«

Jays Augen wandern über gewisse Bereiche meiner Anatomie, als wären sie Rastplätze, die aufzusuchen er ein Recht hat. Es schockiert mich und stößt mich ab, dass er in diesem Augenblick an meinen Körper denkt. In Paris glaubte ich, dass ich mich in ihn verlieben würde. Während ich jetzt mit ihm in meinem Schlafzimmer stehe und er sich ungeniert dafür interessiert, was sich unter meinem alten Kittel befindet, wird mir klar, dass mir überhaupt nichts an ihm liegt.

»Du bist aufgebracht. Und du hast jeden Grund dazu. Ich mache mir Sorgen um dich. Ich bin da für dich.« Er versucht mich zu berühren, und ich weiche zurück.

»Wir hatten einen Nachmittag.« Das habe ich schon einmal zu ihm gesagt, aber jetzt meine ich es ernst. »Ein paar Stunden. Eine einmalige Sache, Jay.«

»Ein Fehler?« Seine Stimme klingt gekränkt. Dunkler Zorn flackert in seinen Augen.

»Versuch nicht, aus einem Nachmittag ein Leben zu machen, etwas mit einer dauerhaften Bedeutung. Die gibt es nicht. Tut mir leid. Herrgott!« Ich werde immer empörter. »Du kannst doch jetzt nichts von mir wollen.« Ich entferne mich von ihm, gestikuliere mit meinem guten Arm. »Was willst du? Was zum Teufel hast du vor?«

Er hebt eine Hand und lässt den Kopf hängen, wehrt meine Schläge ab und gesteht seinen Fehler ein. Ich bin mir nicht sicher, ob er ehrlich ist. »Ich weiß nicht, was ich tue. Ich bin ein Idiot, das bin ich«, sagt er. »Ich will nichts von dir wollen. Ich bin ein Idiot, weil ich etwas für dich empfinde. Mach mir das nicht zum Vorwurf. Bitte.« Er wirft mir einen intensiven Blick zu und öffnet die Tür. »Ich bin da für dich, Kay. *Je t'aime*.« Mir entgeht nicht, dass Jay eine Art hat, sich zu verabschieden, die mir das Gefühl gibt, ich würde ihn nie wieder sehen. Eine atavistische Panik erschüttert mich im Innersten, und ich widerstehe der Versuchung, ihn zurückzurufen, mich zu entschuldigen, ihm zu versprechen, dass wir bald zusammen zu Abend essen oder was trinken gehen werden. Ich schließe die Augen und massiere meine Schläfen, lehne mich kurz an den Bettpfosten. Ich sage mir, dass ich im Moment nicht weiß, was ich tue, und deshalb gar nichts tun sollte.

Marino steht im Flur, eine nicht angezündete Zigarette im Mundwinkel, und ich spüre, dass er mir anzusehen versucht, was passiert ist, als Jay bei mir im Schlafzimmer war. Mein Blick streift durch den leeren Flur, und ich hoffe, dass Jay zurückkehren wird, während ich es gleichzeitig fürchte. Marino nimmt meine Taschen, und die Polizisten verstummen, als ich mich ihnen nähere. Sie vermeiden es, mich anzublicken, während sie in meinem großen Wohnraum ihrer Arbeit nachgehen. Ihre schwerbeladenen Gürtel knarzen, Geräte klicken und klacken. Ein Ermittler foto-

grafiert den Beistelltisch, das Blitzlicht explodiert gleißend weiß. Jemand anders macht eine Videoaufnahme, während ein Kriminaltechniker eine zusätzliche Lichtquelle, ein sogenanntes Luma-Lite, aufstellt, die für das bloße Auge nicht erkennbare Fingerabdrücke, Drogenreste und Körperflüssigkeiten sichtbar macht. Im Gerichtsmedizinischen Institut haben wir ein Luma-Lite, das wir routinemäßig an Tatorten und im Leichenschauhaus einsetzen. Ein Luma-Lite in meinem eigenen Haus zu sehen ist ein unbeschreibliches Gefühl.

Möbel und Wände sind voller dunkler Puderflecken, der farbenprächtige Perserteppich wurde beiseitegeschoben, darunter kommt das alte Parkett aus französischer Eiche zum Vorschein. Eine Tischlampe steht unangeschlossen auf dem Boden. Das Sofa weist leere Stellen auf, wo eigentlich Sitzkissen liegen sollten, die Luft riecht ölig und beißend nach Formalin. Gegenüber dem Wohnzimmer und neben der Eingangstür befindet sich das Esszimmer, und durch die offene Tür begrüßt mich der Anblick einer braunen Papiertüte, die mit gelbem Klebeband verschlossen ist, das für Beweissicherung verwendet wird. Die Tüte ist mit Datum, Initialen und dem Etikett *Kleidung Scarpetta* versehen. Darin befinden sich Hose, Pullover, Socken, Schuhe, BH und Unterhose, die ich gestern Abend getragen habe, die Kleider, die man mir im Krankenhaus abgenommen hat. Die Tüte, weiteres Beweismaterial, Taschenlampe und andere Ausrüstungsgegenstände liegen auf meinem geliebten Esstisch aus rotem Jarrah-Holz, als wäre er eine Werkbank. Die Polizisten haben ihre Mäntel auf Stühle gelegt, überall sind nasse, schmutzige Fußspuren. Mein Mund ist trocken, meine Gelenke schmerzen vor Scham und Wut.

»He, Marino!«, schreit ein Polizist. »Righter ist auf der Suche nach dir.«

Buford Righter ist der Oberstaatsanwalt von Richmond. Ich schaue mich nach Jay um. Er ist nirgends zu sehen.

»Sag ihm, er soll 'ne Nummer ziehen und warten, bis er aufgerufen wird.« Marino liebt diesen Spruch.

Er zündet eine Zigarette an, kaum habe ich die Tür geöffnet. Kalte Luft schlägt mir ins Gesicht und treibt mir das Wasser in die Augen. »Hast du meinen Alukoffer geholt?«, frage ich ihn.

»Er ist in meinem Wagen«, sagt er wie ein herablassender Ehemann, der die Handtasche seiner Frau holen sollte.

»Warum will Righter dich sprechen?«, frage ich ihn.

»Alles ein Haufen verdammter Voyeure«, murmelt er.

Marinos Pick-up steht auf der Straße vor dem Haus, und zwei grobstollige Reifen haben sich in meinen verschneiten Rasen gefressen. Buford Righter und ich haben im Lauf der Jahre viele Fälle gemeinsam vertreten, und es tut weh, dass er mich nicht direkt gefragt hat, ob er zu mir nach Hause kommen kann. Er hat sich auch nicht mit mir in Verbindung gesetzt, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen und mir seine Freude mitzuteilen, dass ich noch am Leben bin.

»Wenn du mich fragst, die Leute wollen bloß deine Bude sehen«, sagt Marino. »Deswegen kommen sie mit diesen Ausreden, dass sie dies oder das überprüfen müssen.«

Matsch dringt in meine Schuhe, als ich mich vorsichtig die Einfahrt entlangtaste.

»Du hast ja keine Ahnung, wie viele Leute mich fragen, wie es bei dir zu Hause aussieht. Man möchte meinen, du wärst Lady Di oder so. Außerdem steckt Righter seine Nase überall rein, er kann es nicht ausstehen, wenn er außen vor ist. Und das ist der größte beschissene Fall seit Jack the Ripper. Righter geht uns gewaltig auf den Wecker.«

Plötzlich explodiert ein grelles weißes Gewitter aus Blitzlichtern. Ich rutsche beinahe aus und fluche laut. Fotografen

haben sich in die bewachte Einfahrt geschmuggelt. Drei von ihnen stürzen sich auf mich, während ich mich abmühe, mit einem Arm auf den hohen Sitz des Pick-up zu klettern.

»He!«, schreit Marino den nächstbesten Fotografen, eine Frau, an. »Verdammte Zicke!« Er streckt die Hand aus, um sie vor ihre Kamera zu halten, rempelt sie an, und ihr zieht es die Beine weg. Sie landet mit dem Hintern auf der glatten Straße, die Kamera schlittert davon.

»Idiot!«, schreit sie ihn an. »Idiot!«

»Steig ein! Steig ein!«, brüllt Marino mir zu.

»Wichser!«

Mein Herz schlägt mir gegen die Rippen.

»Ich werde Sie verklagen, Sie Wichser!«

Noch mehr Blitzlichter, ich klemme meinen Mantel in der Tür ein und muss sie wieder öffnen und zuschlagen, während Marino mein Gepäck verstaut und auf den Fahrersitz springt. Der Motor heult auf und rumpelt wie ein Schiffsdiesel. Die Fotografin versucht aufzustehen, und flüchtig denke ich, dass ich fragen sollte, ob sie sich verletzt hat. »Wir sollten nachsehen, ob sie sich etwas getan hat«, sage ich und schaue aus dem Seitenfenster.

»Verdammt noch mal, nein. Auf keinen Fall.« Der Wagen kriecht rückwärts auf die Straße, Marino bremst kurz ab und beschleunigt dann.

»Wer sind die?« Ich bade in Adrenalin. Blaue Punkte schweben vor meinen Augen.

»Arschlöcher. Das sind sie.« Er greift zum Mikrophon seines Funkgeräts. »Einheit neun«, sagt er.

»Einheit neun«, meldet sich die Zentrale.

»Bloß keine Bilder von mir oder von meinem Haus.« Meine Stimme wird immer lauter. Jede einzelne meiner Zellen protestiert gegen die bodenlose Ungerechtigkeit dieser ganzen Sache.

»Zehn-fünf Einheit dreiundzwanzig, er soll mich auf meinem Handy anrufen.« Marino hält sich das Mikro an den Mund. Einheit dreiundzwanzig meldet sich sofort, das Handy vibriert wie ein riesiges Insekt. Marino klappt es auf und spricht. »Irgendwie sind Journalisten ins Viertel reingekommen. Fotografen. Wahrscheinlich haben sie in Windsor Farms geparkt, sind über den Zaun gestiegen und über die freie Fläche hinter dem Wachhäuschen gegangen. Schick ein paar Leute los, die nach Falschparkern suchen sollen, und lass sie abschleppen. Sollten welche das Grundstück vom Doc betreten, verhafte sie.« Er beendet das Gespräch und klappt das Handy wieder zu, als wäre er Captain Kirk, der *Raumschiff Enterprise* gerade zum Angriff geordert hat.

Am Wachhäuschen bleibt er stehen, und Joe kommt raus. Er ist ein alter Mann, der stolz seine braune Pinkerton-Uniform trägt, und er ist sehr freundlich, höflich und fürsorglich, aber ich traue ihm und seinen Kollegen nicht mehr als eine oberflächliche Kontrolle zu. Kein Wunder, dass Chandonne oder die Journalisten an ihm vorbeigekommen sind. Joes schlaffes, verrunzeltes Gesicht nimmt einen unsicheren Ausdruck an, als er mich sieht.

»He, Mann«, sagt Marino schroff durch das offene Fenster, »wie konnten die Fotografen hier durchkommen?«

»Was?« Joe geht sofort in die Defensive, er kneift die Augen zusammen und starrt auf die glatte, leere Straße. Die Natriumdampflampen hoch oben an den Masten sind umgeben von gelben Aureolen.

»Vor dem Haus vom Doc. Mindestens drei.«

»Hier sind sie nicht durch«, erklärt Joe. Er zieht sich in sein Häuschen zurück und greift zum Telefon.

Wir fahren weiter. »Wir sind auch nicht allmächtig, Doc«, sagt Marino zu mir. »Du solltest besser den Kopf einziehen, weil die Scheißfotografen von jetzt an überall sein werden.«

Ich starre aus dem Fenster auf schöne georgianische Häuser, die in weihnachtlichem Glanz erstrahlen.

»Die schlechte Nachricht ist, dass deine Sicherheit wieder um einiges gefährdeter ist.« Er hält mir eine Predigt, sagt Dinge, die mir nicht neu sind und mich im Augenblick überhaupt nicht interessieren. »Denn die halbe Welt wird jetzt dein großes, schickes Haus sehen und genau wissen, wo du wohnst. Das Problem ist, und das macht mir echte Sorgen, dass jetzt andere Geisteskranke aus der Versenkung auftauchen und auf Ideen kommen können. Sie wittern das Opfer und fahren drauf ab, wie diese Wichser, die zu Verhandlungen von Vergewaltigungsfällen gehen.«

Er hält an der Kreuzung Canterbury Road und West Cary Street, und Scheinwerferlicht streift uns, als ein dunkler Wagen abbiegt und stehen bleibt. Ich erkenne das schmale, langweilige Gesicht von Buford Righter, der zu Marinos Pick-up sieht. Righter und Marino öffnen die Fenster.

»Sie fahren weg …?«, sagt Righter, aber dann schweift sein Blick an Marino vorbei und bleibt überrascht an mir hängen. Ich habe das enervierende Gefühl, dass ich die Letzte bin, die er sehen will. »Tut mir leid wegen der Schwierigkeiten«, sagt Righter sonderbarerweise zu mir, als ob das, was in meinem Leben passiert, nichts weiter wäre als schwierig, unerfreulich und unangenehm.

»Ja, ich fahre.« Marino zieht an seiner Zigarette, legt keinerlei Entgegenkommen an den Tag. Er hat seine Meinung über Righters Auftauchen in meinem Haus bereits kundgetan. Es ist überflüssig, und wenn Righter wirklich glaubt, den Tatort selbst in Augenschein nehmen zu müssen, warum hat er es nicht früher getan, als ich noch im Krankenhaus war?

Righter zieht sich den Mantel fester um die Schultern, auf seinen Brillengläsern funkelt das Licht der Straßenlampen. Er nickt und sagt zu mir: »Passen Sie auf sich auf.

Freue mich, dass es Ihnen gutgeht.« Er nimmt also meine sogenannten Schwierigkeiten zur Kenntnis. »Es ist schwer für uns alle.« Ein Gedanke geht ihm durch den Kopf, aber er spricht ihn nicht aus. Was immer er als Nächstes sagen wollte, ist weg, zurückgenommen, aus den Akten gestrichen.

»Ich werde mich mit Ihnen in Verbindung setzen«, verspricht er Marino.

Fenster werden geschlossen. Wir fahren weiter.

»Gib mir eine Zigarette«, sage ich zu Marino. »Ich nehme an, dass er heute nicht schon einmal da war«, fahre ich fort.

»Doch, war er. Um zehn Uhr heute Morgen.« Er bietet mir die Schachtel Lucky Strike ohne Filter an, und eine Flamme sticht aus dem Feuerzeug, das er mir hinhält.

Wut kriecht durch meine Eingeweide, mein Nacken ist heiß und der Druck in meinem Kopf nahezu unerträglich. Angst rührt sich in mir wie ein erwachendes Ungeheuer. Ich reagiere ungehalten, drücke auf den Zigarettenanzünder im Armaturenbrett und ignoriere ungnädig Marinos ausgestreckten Arm mit dem brennenden Feuerzeug. »Danke, dass du's mir erzählst«, fahre ich ihn an. »Darf ich fragen, wer sonst noch in meinem Haus gewesen ist? Und wie oft? Und wie lange, und was haben sie alles angefasst?«

»He, lass es nicht an mir aus«, warnt er mich.

Ich kenne den Tonfall. Er ist kurz davor, die Geduld mit mir und meinem Schlamassel zu verlieren. Wir sind wie zwei unterschiedliche Wetterzonen, die gleich kollidieren werden, und das will ich nicht. Das Letzte, was ich jetzt brauchen kann, ist ein Krieg mit Marino. Die Glut leuchtet tief orangefarben auf, ich inhaliere tief, und mir wird schwindlig vom Nikotin. Wir fahren ein paar Minuten in drückendem Schweigen, und als ich endlich spreche, klinge ich benommen, mein fiebriges Hirn ist mit Eis überzogen wie die Straßen, ich spüre die Depression wie einen heftigen Schmerz an den Rippen. »Ich

weiß, dass du nur tust, was getan werden muss. Und ich weiß es zu schätzen«, zwinge ich mich zu sagen. »Auch wenn ich es nicht zeige.«

»Du musst nichts erklären.« Er zieht an seiner Zigarette, beide blasen wir Rauchwolken zu den halb geöffneten Fenstern hinaus. »Ich weiß genau, wie du dich fühlst«, fügt er hinzu.

»Das kannst du nicht.« Unmut steigt mir die Kehle hoch wie Galle. »Ich weiß es ja selbst nicht.«

»Ich verstehe viel mehr, als du mir zutraust«, sagt er. »Eines Tages wirst du das begreifen, Doc. Im Augenblick kannst du gar nichts verstehen, und ich sage dir, das wird sich auch in den nächsten Tagen und Wochen nicht ändern. So funktioniert das. Der wahre Schlag hat dich noch gar nicht getroffen. Ich habe schon zigmal erlebt, was mit Leuten passiert, wenn sie zu Opfern werden.«

Ich will kein Wort davon hören.

»Verdammt gut, dass du bei Anna unterkommst«, sagt er. »Genau, was der Arzt verschrieben hat, in mehr als einer Hinsicht.«

»Ich ziehe nicht zu Anna, weil es der Arzt verschrieben hat«, erwidere ich gereizt. »Ich ziehe zu ihr, weil sie eine Freundin ist.«

»Hör mal, du bist ein Opfer, und du musst damit fertigwerden, und dabei brauchst du Hilfe. Gleichgültig, ob du Ärztin-Juristin-Indianerhäuptling bist.« Marino will den Mund nicht halten, zum Teil weil er auf Streit aus ist. Er sucht nach einem Blitzableiter für seine Wut. Ich kann voraussehen, was kommen wird, und Zorn kriecht meinen Nacken hinauf bis in die Haarwurzeln. »Als Opfer sind wir alle gleich«, fährt Marino, der Welt größte Autorität in diesen Belangen, fort.

Ich spreche die Worte langsam aus. »Ich bin kein Opfer.« Meine Stimme flackert an den Rändern wie Feuer. »Es ist

ein Unterschied, ob man zu einem Opfer gemacht werden soll oder ein Opfer ist. Ich bin keine Schaubudenfigur für psychische Störungen.« Mein Tonfall wird hysterisch. »Ich bin nicht zu dem geworden, was er aus mir machen wollte« – ich spreche natürlich von Chandonne – »auch wenn er seine Tat ausgeführt hätte, hätte er mich nicht zu dem gemacht, was er in mich hineinprojiziert hat. Ich wäre nur tot. Nicht verändert. Nicht anders, als ich jetzt bin. Nur tot.«

Ich spüre, wie sich Marino auf der dunklen Seite seines riesigen, maskulinen Pick-ups zurückzieht. Er versteht nicht, was ich meine oder fühle, und wird es wahrscheinlich auch nie verstehen. Er reagiert, als hätte ich ihn ins Gesicht geschlagen oder ihm das Knie in den Unterkörper gerammt.

»Ich sage, wie es ist«, schlägt er zurück. »Einer muss es ja tun.«

»Tatsache ist, dass ich am Leben bin.«

»Ja. Ein gottverdammtes Wunder.«

»Ich hätte wissen müssen, dass du so reagieren würdest.« Ich bin jetzt ruhig und eiskalt. »Das war vorherzusehen. Die Leute geben der Beute die Schuld, nicht dem Jäger, sie kritisieren die Verletzten und nicht das Arschloch, das die Verletzung zugefügt hat.« Ich zittere im Dunkeln. »Ich bin enttäuscht von dir, Marino.«

»Ich kann immer noch nicht glauben, dass du ihm die Tür aufgemacht hast!«, schreit er. Was mir zugestoßen ist, gibt ihm ein Gefühl von Ohnmacht.

»Und wo wart ihr?«, erinnere ich ihn nochmals an ein unerfreuliches Detail. »Wäre nett gewesen, wenn zumindest der eine oder andere von euch mein Haus im Auge behalten hätte. Da du ja Sorge hattest, dass er es auf mich abgesehen hat.«

»Ich hab dich angerufen, erinnerst du dich?« Er greift aus einer anderen Ecke an. »Du hast gesagt, alles sei in Ordnung.

Ich habe dir geraten, dich nicht vom Fleck zu rühren, wir hatten das Versteck des Dreckskerls gefunden, wir wussten, dass er sich irgendwo draußen herumtrieb, wahrscheinlich auf der Suche nach einer weiteren Frau, die er zu Tode beißen und schlagen konnte. Und was tust du? Du machst die blöde Tür auf, wenn jemand klopft! Um *Mitternacht*!«

Ich dachte, es wäre die Polizei. Er behauptete, Polizist zu sein.

»Warum?« Marino brüllt jetzt, trommelt mit der Faust auf das Lenkrad wie ein durchgedrehtes Kind. »Hm? Warum? Sag's mir, verdammt noch mal!«

Wir wussten seit Tagen, wer der Mörder ist, dass es der geistige und physische Freak Chandonne ist. Wir wussten, dass er Franzose ist und wo seine mafiose Familie in Paris lebt. Die Person vor meiner Tür sprach mit nicht mal einer Andeutung von einem Akzent.

Polizei.

Ich habe die Polizei nicht gerufen, sagte ich durch die geschlossene Tür.

Ma'am, wir hatten einen Anruf, dass sich auf Ihrem Grundstück eine verdächtige Person herumtreibt. Ist alles in Ordnung?

Er hatte keinen Akzent. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass er akzentfrei sprechen kann. Das war mir nie in den Sinn gekommen, nie. Und müsste ich letzte Nacht noch einmal erleben, würde es mir wieder nicht in den Sinn kommen. Die Polizei war gerade da gewesen, weil die Alarmanlage losgegangen war. Es erschien mir überhaupt nicht merkwürdig, dass die Beamten noch einmal vorbeischauen würden. Ich nahm fälschlicherweise an, dass sie mein Grundstück beobachteten. Es ging alles so schnell. Ich öffnete die Tür, vor dem Haus brannte kein Licht, und ich roch diesen schmutzigen, nassen Tiergeruch in der tiefen eiskalten Nacht.

»He! Jemand zu Hause?«, schreit Marino und stößt mich an der Schulter.

»Rühr mich nicht an!« Erschrocken komme ich wieder zu mir, schnappe nach Luft und weiche ruckartig vor ihm zurück. Der Wagen schlingert. Das folgende Schweigen lastet so schwer auf uns wie hundert Kubikmeter Wasser, und schreckliche Bilder schwimmen in meine schwärzesten Gedanken. Die vergessene Aschenspitze ist so lang, dass ich nicht mehr rechtzeitig zum Aschenbecher komme. Sie fällt mir auf den Schoß. Ich wische sie weg. »Du kannst am Stonypoint Shopping Center abbiegen, wenn du willst«, sage ich zu Marino. »Dann sind wir schneller da.«

GOLDMANN

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Patricia Cornwell

Das Revier
Band 11
Ein Kay-Scarpetta-Roman

Taschenbuch, Broschur, 608 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47739-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2013

Von der Jägerin zur Gejagten: Kay Scarpetta unter Mordverdacht.

Kay Scarpetta, die oberste Gerichtsmedizinerin von Virginia, ist den tödlichen Fängen des brutalen Serienkillers Chandonne gerade erst um Haaresbreite entkommen, als sie selbst verdächtigt wird: Einer der Morde, die Chandonne angelastet wurden, soll in Wahrheit auf ihr Konto gehen – sie wird beschuldigt, ihre Erzfeindin, die Polizeichefin Diane Bray, umbebracht und die Tat dem französischen Killer in die Schuhe geschoben zu haben. Während Scarpetta fieberhaft versucht, die Beschuldigungen zu widerlegen, überschatten zwei weitere Morde die Ermittlungen ...

Der Titel im Katalog